

LINGUISTISCHE ROSINEN

Tilman Tumlér

Nachdenken über Sprache scheint überflüssig: Man kommt meist nur auf Selbstverständlichkeiten. Sehr deutlich wird das beim Strukturalismus, der vor 50 Jahren einen Publikationsschub auslöste.

Seine Neubenennung sprachlicher Elemente (mit dem Ziel größerer Klarheit) brachte selten Neues, vorwiegend Banales; so benannte man bedeutungsunterscheidende Laute Phoneme (z.B. „F“ und „B“ in *Fass* und *Bass*), bedeutungstragende Morpheme (in *Frauen* z.B. ist „Frau“ ein lexikalisches Morphem, „en“ ein grammatikalisches, nämlich eines des Plurals). Beim Satzbau teilte man, ausgehend von der wohlbekannteren (aber keineswegs in allen Sprachen üblichen) Reihenfolge Subjekt – Prädikat – Objekt alle Wortarten in vor oder nach ihrem Bezugswort stehende „phrases“ ein, wobei man etwa Artikel, viele Pronomen und Adjektive, also (im Englischen) voranstehende Wortarten, in einen Topf warf und so das Erkennen und Erlernen von Sprachelementen geradezu erschwerte. Die angeblich größere Klarheit der neuen Bezeichnungen für sprachliche Formen litt besonders darunter, dass sich bei vielen grammatikalischen Morphemen die Formen überschneiden: im Deutschen ist z.B. „en“ sowohl ein Pluralmorphem (*Frau-en*) wie auch eines, das den Infinitiv bezeichnet (*geh-en*); andererseits kann ein einziges Morphem als eine Gruppe von Allomorphen (verschiedenen Formen, die alle dasselbe bezeichnen) auftreten: in *Die neuen Fahrer hupen zu oft* wird die Tatsache, dass es sich um mehrere Fahrer handelt, gleich viermal ausgedrückt durch *die, neuen, Fahrer, hupen*. Die Redundanz dient übrigens der Sicherung des richtigen Empfangs, aber diese Erklärung ist, wie oft in den Geisteswissenschaften, eine „a posteriori“, sie konstituiert keine Regel, denn nicht in allen Sprachen wird Redundanz so verwendet: das Chinesische verzichtet weitgehend darauf. Hier sehen wir immerhin bereits die Freiheit der Sprecher sowie die Fähigkeit der Menschen, trotz der hier nur angedeuteten Formenverwirrung Mitteilungen meist richtig zu verstehen; wir sind weniger von den äußeren Formen (Sinneswahrnehmungen) abhängig, als es Sensualisten und Materialisten annehmen: Die Hörer denken mit, wobei sie den Zusammenhang der Wörter und Sätze erfassen. – Später werden wir weitere Beispiele belangvoller Erkenntnisse des Strukturalismus antreffen. Der Strukturalismus überschätzt aber den Zusammenbau der Wörter und Sätze, wenn er etwa bei der berühmten „schwarze Milch“ Celans die Wirkung nur dem Nebeneinander dieser Wörter zuschreibt. Ebenso wichtig ist doch auch die Bedeutung von „schwarz“ und „Milch“: stünde z.B. „warme“ statt „schwarze“, wäre die Wirkung dahin.

Woher kommt diese Einseitigkeit der Strukturalisten? Sie entspricht in ihrer Verminderung der konventionellen Wortinhalte dem Surrealismus, der Mode des Absurden in Westeuropa und Nordamerika. Wir behaupten bei Ideologien früherer Zeiten gerne deren Funktion als Machtstützen. Sollen wir annehmen, dass wir es jetzt erstmalig mit einer „zweckfreien“ (wie sie sich selbst nennt) Weltansicht zu tun haben? Macht sie nicht die „Wertfreiheit“ hof-, oder besser salonfähig, die der „freien Wirtschaft“ nützt, dem unbedenklichen Betrug?

Aber auch nichtstrukturalistische Linguistik ist oft irrelevant. Denken Sie an die vielen Lautgesetze, die von Studenten fehlerlos aufgesagt werden mussten, inklusive der sie durchlöchernden Ausnahmen: die Sprachwissenschaft wollte damit so „exakt“ werden wie die damaligen Naturwissenschaften, Liebling der Liberalen.

Bei den vorliegenden Betrachtungen handelt es sich ebenfalls meist nur darum, Gewusstes bewusst zu machen; dabei stoßen wir auf Kenntnisse und Meinungen, die wir Menschen über uns haben, aus denen sich manchmal Nichtbanales ergibt.

So lautet eine Antwort auf die Frage, warum wir sprechen: Weil wir einander bei der Zusammenarbeit über Vorgänge in der Umwelt informieren und über Arbeitsweisen beratschlagen oder einander bei Gefahr warnen wollen, da wir so besser leben oder auch nur überleben. Richtig – wenn das aber der einzige, mindestens der entscheidende Grund ist, wie Vertreter einer materialistischen Linguistik mein(t)en, dann erhebt sich die Frage, warum die Materie eigentlich Reaktionen entwickelt, die Teile von ihr zwischen anderen Teilen gut leben und überleben lassen; und daraus ergibt sich wieder die Frage nach Grund und Sinn unserer Existenz.

Eine Antwort darauf und ein weiterer Grund für unser Mitteilungsbedürfnis ist vielleicht die Liebe; damit gehen wir über das rationalistische bloße Nützlichkeitsdenken des 19.

Jahrhunderts hinaus. Empfinden wir bei der Liebe nicht mehr als ihre Nützlichkeit? Sie verursacht doch vielfach auch großartigen Schaden!

Aber warum gibt es Liebe? Die glaubhafte Antwort, wenn man ihr Glauben schenkt, heißt: Gott ist Liebe. Bei der materialistischen Ansicht, Liebe werde nur wegen der Fortpflanzung hervorgerufen, muss man sich fragen, warum sich die bloße Materie fortpflanzen („wollen“) soll.

Auch sprechen wir nicht, weil es Sprechwerkzeuge gibt. Das wäre zwar der zur Zeit in Westeuropa vorherrschenden Ideologie willkommen, ist aber so falsch wie die Überschrift eines Zeitungsartikels: „Wissenschaftler erklären Entstehung des Ärgers“, wobei sie den Gehirnteil erkannt haben, in dem bei Ärger messbare Ströme fließen; so werden zugleich die Empfindungen des Menschen und die Gründe des Ärgers abgewertet, günstig für Liberale und dem mit ihnen verbundenen „Big Business“: der Ärger beruhe nur auf chemischen Prozessen im Gehirn (der Ärgerlichen), nicht etwa auf dem Unrecht und Leid, das uns gierige Unternehmer zufügen. (Falls das zu gewagt erscheint: Es ist ein Versuch, den heutigen Zeitgeist zu erkennen – wir finden ihn doch bei früheren Epochen so wichtig und weisen gerne auf die damals ihn beeinflussenden Interessen hin!)

Nein, die Sprechwerkzeuge entstanden wegen unseres Mitteilungsbedürfnisses, und da sie uns – anders als technische Geräte – schon in vorgeschichtlicher Zeit zur Verfügung standen, haben schon unsere zivilisatorisch primitiven Vorfahren die Schärfe ihrer Gedanken und die Tiefe ihrer Empfindungen voll ausdrücken können; man denke nur an den Reichtum der grammatikalischen Formen der alten Sprachen und an Wortschöpfungen wie *considerare* - „betrachten“ aus *cum* und *sidera*, also „zusammen“ und „Gestirne“!

Natürlich kennen wir die poetischen Grundlagen unserer Wörter oft nicht, denken jedenfalls nicht dauernd an sie. Daran, dass sie meist gedankenlos ausgesprochen werden, nimmt auch

kaum jemand Anstoß; wohl aber ist im Europa der Neuzeit, welches den individuellen Konsum uniformiert, aber gegen alte Konventionen rebelliert, das Prestige des vorwiegend gemeinschaftlichen Aufsagens festgelegter Texte gesunken: Diese meist sakralen Texte werden „heruntergeleiert“ – doch übersehen wir dabei, dass sie eben nicht „wie sonst immer“ gesprochen werden sollten, sondern feierlich, „künstlich“ (wie der Kopfstimmengesang in mancher Volksmusik), unabhängig von der (In)disposition der Individuen.

Wir neigen nicht alle und nicht immer zu Innigkeit. Damit auch der Lastenträger während seines mühseligen Weges „wenigstens“ äußerlich fromm sein kann, hat man in Asien die Gebetsmühle erfunden: Wer sie auch nur im Vorübergehen anstößt, lässt sie eine Weile das Lob Gottes auf einem Spruchband in alle Richtungen zeigen; die Gebetswörter drehen sich vor dem Erdenrund wie die Wörter eines Textes hintereinander vor unseren Augen auftauchen.

Eine für den Menschen spezifische Fähigkeit, das (hohe) Abstraktionsvermögen, zeigt sich ebenfalls bei der Herstellung sprachlicher Zeichen: Wären wir nur Chemikalienbündel, die bloß im „Stimulus-Response“-Schema nach materialistischer Interpretation auf Nervenreize reagierten, so hätten wir nie von den Eigenschaften der bezeichneten Gegenstände bzw. den einmal verwendeten Lautfolgen abstrahieren und z.B. mit so ähnlich klingenden Wörtern wie *Last* und *Rast* so verschiedene Inhalte bezeichnen können; unsere vielen tausend Gedanken und Empfindungen konnten wir nur durch freie Kombination unserer auf einige hundert beschränkten Laute ausdrücken.

Das obige Beispiel ist nicht etwa ein Sonderfall. Denken Sie an *Band – fand – Hand – Land – Rand – Sand – Tand; ist – bist – List – Mist – Rist...*; und gegenüber *Gast* ist bei *Ast* die Leerstelle vor dessen „A“ bedeutungsunterscheidend, ein „Null-Morphem“ (sagen die Strukturalisten scharfsinnig, aber nicht ganz richtig, denn dieses Morphem bezeichnet ja nicht „Null“).

Darüber hinaus können auch verschiedene Wörter (Lexeme) kombiniert werden und so weitere Wörter ergeben: (die Laute, wenn nicht ganz die Schriftbilder, von) *Uhr* und *Laub* zu *Urlaub*.

Angesichts dieser Freiheit des Menschen, Zeichen zu wählen und zu kombinieren, sagt die Linguistik (und hier ist dem Strukturalismus die Ehre der klaren Erkenntnis zu geben), das (sprachliche) Zeichen sei „arbiträr“ (willkürlich gewählt hinsichtlich der Eigenschaften des Bezeichneten, also dessen, was wir benennen möchten) und „konventionell“, d.h. auf einer Übereinkunft (der Angehörigen einer Sprachgemeinschaft, gewisse Gegenstände mit gewissen Lautfolgen, also Wörtern, zu benennen) beruhend.

Eine großartige Leistung des Menschen – um nicht zu sagen, des menschlichen Geistes: was ist der Geist? Dass wir denken, ist eine Tatsache, ebenso, dass der Gedanke und Inhalte von Gedanken existieren. Durch die sprachlichen Zeichen aber werden sie nur arbiträr wiedergegeben, fallweise (nach Sprachen verschieden) auch gar nicht. Manche Eskimos benennen das bei ihnen allgegenwärtige Eis (aus arktischem Wasser) nicht mit einem Allgemeinbegriff, sondern die sie interessierenden verschiedenen Zustände des Eises mit verschiedenen Wörtern: Der Eskimo weiß aber durchaus, was Eis im allgemeinen ist; wir „Indo-Europäer“ begreifen ja auch, dass es eine Vor-Vorvergangenheit gibt, obwohl wir sie nicht mit eigenen Endungen (sondern mit denen der Vorvergangenheit) bezeichnen; auch

begreifen wir den Unterschied zwischen Selbst-Wahrgenommenem und von anderen Übermitteltem, obwohl wir das nicht, wie einige indianische Sprachen, durch besondere Verbalendungen ausdrücken. – Typisch für den Zeitgeist (des materialistischen Rassismus der 1930er Jahre) aber nahmen liberale Linguisten der USA die damalige Entdeckung der sprachlichen Prioritäten der Eskimos (politisch korrekt heute: Inuit) zum Anlass, die Abstraktions- und damit Denkfähigkeit dieser...na ja, doch Menschen, in Zweifel zu ziehen.

Der Gedanke existiert also auch ohne seinen Ausdruck durch das Wort, bzw. vor diesem. Ja, die Übertragung von Gedanken und Gefühlen in die Sprache und besonders die „arbiträre“ Machbarkeit der Wörter sowie die Notwendigkeit der gesellschaftlichen Konvention auch bei ihrer Fixierung haben den Nachteil, dass die Gedanken und Gefühle grundsätzlich verformt ausgedrückt werden. Abgesehen von unser aller „Missverständnissen“, die oft auch vom Sprecher verursacht werden (zu oft beschuldigt man leider nur den Hörer, etwas „falsch verstanden“ zu haben, was man doch „gar nicht so gemeint“ habe), leiden bekanntlich besonders Dichter unter diesem Mangel an „echtem“ Ausdrucksvermögen. (Wir Leser sind ihnen dagegen oft dankbar für die Vortrefflichkeit ihrer Darstellungen und bewundern ihr Ringen um den Ausdruck. – Auch gewinnen wir selbst oft mehr Klarheit durch das stille oder auch gemeinschaftliche Ausformulieren von Gedanken.)

Der „konventionelle“ Charakter der Sprachzeichen weist außerdem darauf hin, dass Sprachen nicht einfach naturgewachsen sind. Ungeachtet der modernen Unterscheidung von „natürlichen“ und „künstlichen“, d.h. Maschinensprachen u. ä., sind (mindestens) bei den Menschen alle (sprachlichen) Zeichen künstlich im Sinne von „absichtlich geschaffen“; man könnte übrigens sagen, dass alles Künstliche bei Menschen auch natürlich ist, sonst „könnten“ sie es ja nicht.

Der Irrtum der Romantiker (unter denen die Sprachwissenschaft wirklich eigenständig wurde), Sprachen seien Phänomene der heilen oder sogar heiligen Natur, beruhte auf der Tatsache, dass es keine Belege zur prähistorischen Entstehung der Sprachen gibt; man nahm an, Sprachen seien so gewachsen wie Pflanzen und gehörten zu einem Volk ähnlich wie eine gewisse Vegetation zu einem gewissen Boden und Klima; gewisse Sprachen waren also Eigenschaften gewisser Völker – und daher im Gegensatz zu feudalen Zugehörigkeiten auch politisch gut, nämlich demokratisch. Man betrachtete sie fatalerweise als berechnete Kriterien für die Herausbildung von Staaten bzw. für die Grenzziehung zwischen diesen; mit der nationalen Reaktion gegen den Versuch der Eroberung ganz Europas durch das napoleonische Frankreich wandelte sich die Auffassung von der Sprache: Aus einer Errungenschaft des einfachen Volkes wurde sie zu einem Unterscheidungsmerkmal eines Volkes gegenüber anderen, und aus der Liebe zur Volkssprache wurde die zur Sprache eines Volkes, vorzugsweise des eigenen: Der Nationalismus war geboren, und sehr bald wurde die Freude über die Existenz von Nationen freier Bürger zur Hoch- und Überschätzung je einer, der eigenen Nation. (Auch in anderer Hinsicht wurde das einfache Volk vergessen: Als das Bürgertum an die Macht gekommen war, verwehrte es den Volksmassen die im Namen der Menschenrechte errungenen bürgerlichen Freiheiten.) Die unselige Verbindung zwischen dem Liberalismus mit seiner Rechtfertigung individueller Rücksichtslosigkeit und dem Nationalismus mit seiner Feindschaft gegen andere Völker besteht noch heute (auf dem

europäischen Festland, wo Staaten ständig und vergebens um die Vorherrschaft rangen – England bevorzugte die Ausbeutung anderer Erdteile mit technisch unterlegenen Bewohnern und brauchte dazu den „aufgeklärt“-materialistischen Rassismus).

Der große Sprachwissenschaftler der Romantik Wilhelm v. Humboldt hat betont, dass die Charakteristika jeder Sprache, also wohl die von ihren „Schöpfern“ und Benutzern ausgewählten und bevorzugten Laute, die von ihnen zusammengebauten Wörter sowie ihre Satzkonstruktionsweisen ihrer Wesensart entsprechen und ihre darin ausgedrückte spezielle Sichtweise der dargestellten Dinge durch fortwährende Verwendung eben jener für die (muttersprachlichen) Sprecher charakteristischen Ausdrücke rückwirkend bei ihnen verstärkt werde – die Sprache also nun ihrerseits die Wahrnehmungen ihrer Benutzer mitbestimme. Daraus wurde gefolgert, dass der Wortschatz einer Sprache und ihre Verwendung nicht eingeschränkt werden dürfe, wolle man nicht das Wohlbefinden der jeweiligen Gemeinschaft gefährden und überdies dem „Artenreichtum“ der menschlichen Sprachwelt, ja der menschlichen Kultur überhaupt schaden. Heute haben diese Bedenken bei der fortschreitenden Globalisierung auch im Sprachlichen (im Englischen, dank der Vorherrschaft der USA in der Wirtschaft und im modernen Lebensstil) wieder an Bedeutung gewonnen. Allerdings werden dabei die eben genannten Schäden m. E. überschätzt: die Sprachen haben sich, z.T. aus „außersprachlichen“ Gründen (Veränderungen der Lebensbedingungen, fremde Einflüsse, Moden), immer verändert, und zwar früher, bevor die schriftliche Fixierung der Sprache wegen des stark zunehmenden Anteils an Lesekundigen als Bremsfaktor besonders für lautliche Veränderungen wichtig wurde, viel schneller als in unserer ansonsten so schnelllebigen Zeit – und das ohne die heute von Traditionalisten gefürchteten Schäden. Es ist fraglich, ob etwa die Wortfolge im Satz, im Deutschen z.B. freier als im (auch hier „romanisierten“) Englischen (wo ja die Wortstellung statt der verfallenen Endungen den Subjekt- bzw. Objektfall bezeichnet), bei der Wahrnehmung des Dargestellten wirklich eine Rolle spielt. Bei aller philologischen Begeisterung (auch meiner eigenen) für die Sprachen und Lebensformen der verschiedenen Völker wird man gerade bei Auslandsaufenthalten merken, wie vieles überall gleich empfunden wird. Außerdem denke man nur an die Umgestaltung des Englischen seit dem Altenglischen und der Entwicklung der romanischen Sprachen aus dem Latein: In beiden Fällen haben die darauf folgenden Zeiten Höhepunkte des kulturellen Lebens erlebt.

Heutige Neuerungen dienen einer technologisch günstigen Vereinheitlichung, weit häufiger allerdings der leichteren Verkäuflichkeit der von transnationalen Großunternehmen in unkontrolliertem Privatbesitz hergestellten Massenwaren; die Oberflächlichkeit, welche jene Waren akzeptabel machen soll, wird in allen unseren Lebensbereichen gefördert, vom rücksichtslosen Verhalten in der Öffentlichkeit bis zur Auflösung der Familienbande – und eben auch durch Verrohung der Sprache; in primitivem, aggressiven Kauderwelsch-Englisch (C. Fackelmann) sollen sich die KonsumentInnen wohlfühlen, wobei den Niveauvolleren von ihnen mit Moden wie dem Binnen-I suggeriert wird, man pflege durchaus die (moderne „Zivil“-)Moral.

Was die Verwendung von Sprachgrenzen als Grundlage politischer Grenzen angeht – wobei von nationalen Grenzen gern gesagt wurde, „jeder Fußbreit“ des „eigenen“ Landes müsse „bis zum letzten Blutstropfen“ (der Bewohner dieses Landes!) verteidigt werden – so könnte die Dialektologie, speziell die Dialektometrie menschen- (und auch tier-, pflanzen-)freundlich wirken, in der festgestellt wird, dass Sprachgrenzen im Leben der Bevölkerung

Dialektgrenzen sind, die sich in meist kilometerbreiten Grenzgebieten oft diffus zeigen, als sich teilweise überschneidende Bündel sprachlicher Eigenschaften der einen wie der anderen Sprache. (Die „Isoglossen“, die Verbindungslinien zwischen Orten mit den gleichen Merkmalen zeigen solche Überschneidungen auf den Karten der „Sprachatlant“.)

Zurück zum ...Unwichtigeren. Der arbiträre Charakter des Zeichens, das also keine Nachahmung von Eigenschaften des bezeichneten Gegenstandes enthält (außer den lautmalerischen Wörtern, die aber auch in verschiedenen Sprachen verschieden ausfallen), bedeutet auch, dass es keine besseren und schlechteren Zeichen und Sprachen gibt; „richtig“ ist, worauf sich die (muttersprachlichen) Sprachbenutzer geeinigt haben, wie ja überhaupt eine Sprache nur beschrieben werden kann, indem man auf ihre Sprecher hört bzw. ihre Texte liest.

Nichts Irdisches ist vollkommen, und die einzelnen Sprachen sind in ihrem Wortschatz, ihrer Grammatik und der lautlichen Gestaltung unterschiedlich unvollkommen. Auch in den Sprachen gibt es Schwachstellen, so in ihrer geschriebenen Form – man denke an die zu ähnlichen Buchstaben *m, n, u, v, r* in unserer Schrift – aber auch in der Aussprache, wenn nachlässige Artikulierung es erschwert, aufeinander folgende Laute zu unterscheiden, oder (konsonantische) Lauthäufungen schwer auszusprechen sind. Soweit man bisher allgemeine „innersprachliche“ Gründe für die Sprachentwicklung von älteren zu jetzigen Formen feststellen konnte, d.h. nicht Gründe wie modische oder von außen erzwungene Veränderungen, waren es Schwankungen zwischen der Neigung zu bequemer Aussprache, die zu erhöhten Anstrengungen beim Verstehen führt, und erhöhten Anstrengungen beim deutlichen Artikulieren, die das Verstehen erleichterten.

Diese sprachgeschichtlichen Veränderungen wurden ganz überwiegend vom ungebildeten Volk vorgenommen und daher oft von Gebildeten als Sprachverfall beklagt. Daher mögen wir uns nochmals daran erinnern, dass auch Shakespeare und Dante in diesen Volkssprachen geschrieben haben. Das soll nicht heißen, dass man alle Neuerungen billigen muss; im Fremdsprachenunterricht ist es gewöhnlich wünschenswert, dass der Schüler die im Zielland bestangesehene Sprachvariante lernt; sie ist auch durch ihren gut zugänglichen Textreichtum relativ am leichtesten zu lernen – es ist ein Irrtum, zu meinen, die Varianten der „einfachen Leute“ seien einfacher und leichter zu lernen. Auch wäre es problematisch, Dialektsprecher selbst in ihren Dialekten zu unterrichten, da diese ja doch nicht das Prestige der „Hoch“sprache haben – bekanntlich ist ja die Hochsprache nicht wegen besonderer Eignung ihrer Formen zur Standardsprache geworden, sondern wegen außersprachlicher Gründe (Standardisierung der Amts- und Schulsprache in den politischen, wirtschaftlichen und/oder kulturellen Zentren der Staaten) – und die Leute später an sozialen Chancen verlören, was sie sich als Kinder an Lernanstrengung erspart hätten. (Die wohlhabende Schweiz kann es sich leisten, ihr Schwyzerdütsch hochzuhalten, da sie außerdem guten Unterricht international erforderlicher Standardsprachen bezahlen kann und will.)

Aus ähnlichen Gründen wäre etwa die Erstellung eines indianischen Spanisch in Iberoamerika (mein nicht ausgeführtes Habilitationsprojekt) wohl sinnlos, da die darin unterrichteten Indios wegen der Eigenarten verachtet würden, die ihr Spanisch aus ihren Muttersprachen übernommen hätte. Trotz gegenteiliger Rhetorik hat in Südamerika nur das Guaraní in Paraguay ein gewisses Prestige, nachdem in den Kriegen des 19. Jahrhunderts gegen Brasilien und Argentinien, die das Land unter sich aufteilen wollten, sehr viele Männer gefallen waren,

und davon die meisten Indios. (Schon im 18. Jahrhundert hatten ja die dortigen Kolonialmächte Portugal und Spanien den indianischen Jesuitenstaat angegriffen und erreicht, dass der Jesuitenorden vorübergehend aufgelöst wurde.)

In den 1970er Jahren hatte es sich die Soziolinguistik, die sich mit Fragen wie den obigen beschäftigt, zur Aufgabe gemacht, der Bevölkerungs-„Unterschicht“, also den Arbeitern und Bauern, den Zugang zum „Soziolekt“ (der für eine bestimmte soziale Gruppe typischen Sprachvariante) der gebildeteren „Mittelschicht“ zu erleichtern, da dieser wegen seines (mindestens in den Bereichen Wirtschaft und Politik) größeren Wortschatzes, der größeren Ähnlichkeit seiner Aussprache mit der offiziellen sowie seiner komplexeren Satzbautechnik als sprachliche Voraussetzung für die Mitgestaltung des öffentlichen Lebens galt. Das Ziel wurde teilweise erreicht, einerseits durch die Schule, außerdem aber durch die auch in anderen Bereichen sich anbahnende Entproletarisierung der Arbeiterschaft mit gleichzeitiger Vulgarisierung der Mittelschicht: beider Kultur wurde nun vorwiegend durch die Massenmedien (das Fernsehen) bestimmt, die gebildete Rede als Mittel zum gesellschaftlichen Aufstieg mindestens im beruflichen Bereich weitgehend durch die Fertigkeit der Selbstanpreisung ersetzt. Wie gesagt, werden ganz allgemein die sprachlichen Mittel der öffentlichen, inzwischen vorwiegend kommerziellen, Kommunikation (soweit sie nicht überhaupt nur mehr aus Bildzeichen bestehen) mehr durch Merkmale der Reklame charakterisiert als durch solche der Information und Argumentation.

Ob diese Ausdrucksweise allerdings nicht wieder Mittelschichtangehörigen leichter fällt als ehemaligen Proletariern?

Jedenfalls aber ist es ein alter Irrtum der Mittelschicht, sie habe politische Macht, weil sie gut über Politik reden und schreiben könne. Politische Macht haben nur die, welche die wirtschaftlichen Reichtümer des Landes besitzen, im Kapitalismus also das private „Big Business“. Die Mittelschicht hat wohl die gleiche Kultur wie die Oberschicht (oder eine bessere), ist aber in ihrer Machtlosigkeit der Unterschicht ähnlich – ihre höhere Ausbildung bringt sie höchstens in Managerpositionen, wo sie über das „Wie“ befinden, aber nicht über das „Was“ der Unternehmensführung. Leider sind die meisten „Bürgerlichen“ bei all ihrer Bildung nicht klug genug, um diese Tatsache zu erkennen, sondern erliegen dem schönen Schein der mit der Oberschicht gemeinsamen Opernbesuche und Aussprache von... Wörtern. Ihre Stellung als „Mittelschicht“ ist eine zwiespältige, durch ihre bürgerliche Bildung interessant – man vergleiche die psychologisierenden Romane ab dem 19. Jh. mit den früheren – aber sozial unsicher und politisch gefahrvoll:

Wenn die „Bürgerlichen ihre relative Machtlosigkeit gegenüber den Reichen bemerken und vor ihrer (machtmäßigen) Nähe zum Proletariat Angst bekommen, neigen sie zu faschistischen Staatsformen, die ihnen als Beamten eines totalitären Staates die Vorherrschaft über „Plutokraten“ wie „Proleten“ verspricht – eine Illusion, da die Reichen bleiben.

Andere unter Gebildeten verbreitete Irrmeinungen über die Bedeutung von Sprachen und ihren Varianten sind reine Geschmacksurteile: So werden die Nasale im Französischen elegant gefunden, die gleichen Töne im Dialekt des Mühlviertels dagegen gar nicht. Das Prestige des Französischen und (dann) des Englischen rührt von der Wichtigkeit dieser Länder her, nicht von den Sprachen selbst. Das gilt natürlich ebenso für das geringe Ansehen

anderer Sprachen bzw. des Akzents, den ihre Sprecher beim Sprechen ihnen fremder Sprachen haben.

Überhaupt sollte man die Bedeutung der Zugehörigkeit zu einer (fremden) Sprache nicht überschätzen, wie es Gebildete, besonders Sprachstudenten, gerne tun. Bedenken wir doch, wie wenig wir uns beim Sprechen als Sprecher unserer Muttersprache, ja, wie wenig wir uns überhaupt im Alltag als Angehörige eines Volkes bzw. einer bestimmten Sprachgemeinschaft fühlen. Wenn wir in der Muttersprache sprechen, so drücken wir Gedanken aus, und denken kaum daran, dass wir unsere Muttersprache sprechen, also (in unserem Falle deutsche) Wörter hervorbringen. So geht es u.a. natürlich auch dem Spanier, der uns vor allem als Spanischsprecher (und gegebenenfalls Träger weiterer bei Spaniern relativ häufiger Merkmale) erscheint.

(Ähnlich überschätzen wir die Rolle der äußerlichen Details bei uns fremden Zeremonien; für die Ausübenden sind deren ästhetischen Merkmale nicht, wie für den Außenstehenden, die wichtigsten oder sogar einzigen Bezugspunkte, und nicht sonderbar; die Mitglieder einer Gemeinschaft können also durchaus weniger von den Äußerlichkeiten ihrer Zeremonien erfüllt sein als von deren Sinn. Auch die sogenannten Götzendiener beten wohl nicht ein Stück Holz selbst an, sondern durch dieses „hindurch“ den Gott.)

Aus innersprachlichen Gründen, d.h. wegen Mängeln im Lautbestand, Vokabular, in der Grammatik, ist noch keine Sprache „eingegangen“, wie es vom darwinistischen „Adapt or die“ beeinflusste Sprachwissenschaftler des späten 19. Jahrhunderts annahmen: Sie glaubten bekanntlich bei Tiergattungen und Menschenrassen sowie menschlichen Gesellschaftsklassen genetisch fixierte Über- und Unterlegenheit festgestellt zu haben – was ja bei dem voll erblühten liberalen Kolonialismus und Kapitalismus als Rechtfertigung für die Ausbeutung anderer Völker und der eigenen Arbeiter hochwillkommen war – und nahmen dasselbe für die Sprachen an; sie sagten sogar einen automatischen Untergang der Minderheitensprachen voraus, denn diese seien ja durch innere Schwächen schon in Randpositionen gekommen, und die Natur werde ihren Lauf nehmen, also diesen Prozess mit dem Verschwinden der Sprache beenden.

Interessant, wie hier plötzlich unempirische „Logik“ zu Hilfe genommen wird, mit der man sich wissenschaftlich dünkt: Die Sprachwissenschaft hat immer wieder versucht, es den damaligen Naturwissenschaften gleich zu tun, indem sie „immer geltende“, sogenannte exakte Gesetze aufstellte; jedenfalls im Sprachlichen aber ist der Mensch „von Natur aus“, d.h. ohne außersprachliche Zwänge, so frei, dass man über sein Verhalten nur quantitative Aussagen und statistisch wahrscheinliche Voraussagen machen kann. Die Albaner z. B. haben aus dem für sie einflussreichen Italien viele (italienische) Fremd- und Lehnwörter übernommen, die Finnen dagegen, lange im schwedischem Einflussbereich, haben in ihrem Vokabular viel „finnisert“ (sind aber mit ihren Mitbürgern schwedischer Muttersprache in Toleranz verbunden); ein Dichter, der unter Palmen geboren wurde und nun in Paris lebt, schreibt über Tropisches, ein anderer unter denselben Umständen gerade gar nicht.

Außerdem liegt es in der menschlichen Natur, dass wir uns über unser Verhalten Gedanken machen, moralische Ansprüche erfüllen wollen und den „Lauf der Dinge“ beeinflussen, wenn auch leider nicht immer zum Guten. Bei der Behandlung von Minderheiten aber teilweise doch: Im Sinne der, man möchte fast sagen, christlichen Moral erkannten um 1900 einige Linguisten – besonders im damaligen Österreich – dass man Minderheiten schützen könne

und solle. Denn Menschen und Sprachen werden von außen zu Minderheiten gemacht, durch Abtrennung vom Mutterland, meist nach verlorenen Kriegen, und die oft darauf folgende feindselige Sprachpolitik, welche aber auch von der Mehrheitsregierung des eigenen Staates betrieben werden kann.

Beim Sprachwechsel, nicht im Sinne des heute in Europa meist problemlosen „Code-switching“ unter Mehrsprachigen, sondern der Übernahme einer fremden Sprache (die durch die Artikulationsbasis und andere Interferenzen aus der aufgegebenen Muttersprache aber verändert wird – bei der Erforschung dieser Vorgänge in Europa hat die historische Sprachwissenschaft des späten 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts viel geleistet, besonders die Romanistik hinsichtlich „ihrer“ relativ zahlreichen „neulateinischen“ Sprachen) ist kulturelle Überlegenheit oft wichtiger als die politische und sogar wirtschaftliche und zahlenmäßige: Von relativ wenigen Römern haben Gallien (das ebenfalls überwiegend keltische Britannien aber nur wenig), die iberische Halbinsel, teilweise das spätere Rumänien und die Bewohner der Alpen das Latein übernommen (und als Volkssprachen geändert). Die zahlenmäßig schwächeren germanischen Eroberer in der Völkerwanderung dagegen haben die romanischen Sprachen Frankreichs (Franken), Spaniens (Westgoten) und Italiens (Langobarden) übernommen, wobei die gefürchteten Skandinavier, Wikinger bzw. Normannen, besonders wenig sprachbewusst und schon gar nicht rassistisch waren: In Sizilien ermöglichten sie in ihrem italienischsprachigen Musterstaat eine kulturelle Blüte, in der Normandie übernahmen sie in drei Generationen die französische Sprache und Ritterkultur so gründlich, dass sie diese nach der Eroberung des angelsächsischen England (1066) sogar dorthin exportieren und 200 Jahre in der Oberschicht beibehalten konnten – dann triumphierte doch das Germanische der Mehrheit; nicht recht klar ist, wie dies Germanische der Angeln, Sachsen und Jüten, vielleicht unter Mitwirkung der Dänen, vorher das Keltische der ab dem 6. Jahrhundert unterworfenen Britanniern in England zurückdrängen konnte; hier war offenbar doch die politisch-militärische Überlegenheit ausschlaggebend, so wie später bei der Verbreitung des Englischen in Irland, wo die englischen Sieger zahlenmäßig schwächer blieben, aber Millionen Iren in den Tod oder die Auswanderung trieben.

Das Französische ist unter den romanischen Sprachen vor allem deshalb dem Latein besonders unähnlich, weil das Alltags- oder „Vulgär“latein im (für die neuzeitliche Standardsprache maßgeblichen) Norden nicht nur „mit keltischem Akzent“ gesprochen wurde, sondern dann auch noch von den Franken mit germanischem.

Das Rätoromanische in den Ostalpen, das Keltische in Schottland und das Baskische in Spanien wurden auch später noch weiter zurückgedrängt, das Bretonische und Okzitanische in Frankreich vom sehr dialektfeindlichen Zentralismus besonders des liberalen Bürgertums nach der Französischen Revolution. Das Deutsche in Südtirol ist trotz vehementer (aber zeitlich auf einige Jahrzehnte beschränkter) Italianisierung unter dem Faschismus nicht untergegangen, das in Siebenbürgen erst durch die fast gänzliche Abwanderung der Deutschsprachigen nach dem Fall des Kommunismus.

Dass ethnische Konflikte durch Sprachunterschiede leider verstärkt werden, ist bekannt. Vergleicht man die Situation in Belgien mit der in der Schweiz, so erkennt man, welche unheilvolle Ressentiments jede Demütigung (im Belgien des 19. Jahrhunderts die der Flamen durch die Wallonen) hervorbringen kann. In Finnland trat dies trotz lang dauernder Dominanz des schwedischen Elements nicht ein, vielleicht wegen der (russischen) Fremdherrschaft; unter den Patrioten Finnlands finden sich Schweden so gut wie „echte“ Finnen.

Auch in Irland stammten viele der Kämpfer gegen die englische Unterdrückung aus anglo-irischen, protestantischen Kreisen. Abgesehen davon, dass fast ganz Irland englischsprachig ist (das keltische Irisch existiert fast nur in Aufschriften und Schulen), sind Loyalitäten nicht immer durch die Sprache determiniert; gerade in Irland waren sie durch sittliche Erwägungen und persönliche Sympathien bestimmt. – Wundert man sich z.B. über die slowenischen Namen einiger Irredentisten im altösterreichischen Triest (die also für den Anschluss an Italien eintraten, obwohl die meisten dortigen Slowenen diesen aus Furcht vor dem italienischen Nationalismus ablehnten), so muss man nachschauen, ob nicht neben dem slowenischen Vaternamen eine italienische Mutter stand, in deren Herkunft der Sohn, oft im Spannungsverhältnis zum Vater, seinen persönlichen Vater- oder besser Mutterlandmythos erlebte, auch wenn ihr selbst solches fern lag. (Ist nicht die Verquickung von Männlichem und Weiblichem im lateinisch-romanischen „patria“ eine ähnlich bewundernswerte Ausgleichsleistung wie der katholische Muttergotteskult? Leider war ihre Wirkung beschränkt.)

Die Juden in Europa wurden zuerst aus England und Frankreich vertrieben (einige wohlhabende durften 300 Jahre später zurück), später (!) aus Spanien (wo sie unter den Arabern zur Elite des Rittertums gezählt hatten) und Portugal. Diese „Spaniolen“ behielten ihre romanische Sprache auch in den Balkanländern bei, in die sie (neben Holland) flohen, und wo sie von den spanischen Diktatoren Primo de Rivera und Franco die spanische Staatsbürgerschaft erhalten konnten. (Auch Konsuln des portugiesischen Diktators Salazar retteten im 2. Weltkrieg viele Juden; aus Portugal emigrierten übrigens Juden im 16. und 17. Jh., wieder neben Holland, in portugiesische Kolonien: so gibt es sie noch heute im jetzt indischen Goa.) – In den deutschen Ländern hatten sie das Jiddische ausgeprägt, das man einen deutschen Dialekt nennen könnte, und das sie auch in Osteuropa beibehielten. Jiddisch und Spaniolisch sind erst nach dem „Holocaust“ zurückgegangen.

Meine mangelhaften Kenntnisse beschränken diese Übersicht auf Europa und die Verbreitung europäischer Sprachen. Es sei lediglich auf die sprachliche Vielfalt im Kaukasus und den zentralasiatischen Staaten hingewiesen, wo die Sowjetunion die einheimischen Sprachen massiv förderte, so dass sich die alten, durch Klans bedingten und ethnische Einheiten überschreitenden sprachlichen Zugehörigkeiten bis heute erhalten haben.

Das Englische wurde von den afrikanische Sklaven in Nordamerika, das Portugiesische (und Spanische) von jenen in Iberoamerika übernommen, wo sich das Spanische besonders bei den Mestizen verbreitete; in Mexiko, Mittelamerika, Paraguay und den Andenländern sprechen außerdem Millionen Menschen weiterhin indianische Sprachen. Im portugiesischen Brasilien sind es vor allem die Mulatten, die vom vergleichsweise geringen Rassismus der beiden katholischen iberischen Nationen zeugen.

Dabei ist es interessanterweise nur selten zur Kreolisierung gekommen, d.h. der Bildung einer Mischsprache, welche die Muttersprache der Betroffenen wird. Aus den Sprachen westafrikanischer Sklaven und dem Französischen wurde hingegen auf den französischen Antillen ein Kreolisch gebildet, das, geographisch weit weg, aber sonst unter fast gleichen Bedingungen, in ähnlicher Form auch auf den Maskarenen vorherrscht: auf Mauritius neben den offiziellen Sprachen Englisch und Französisch, auf Réunion neben dem offiziellen Französisch, auf den Seychellen sogar als offizielle Sprache, was im internationalen Bereich nachteilig sein kann. – Auf den niederländischen Antillen spricht man neben dem offiziellen

Niederländisch Papiamentu, ein Kreolisch auf spanisch-portugiesischer Grundlage.

War für die Bildung des französischen Kreolisch die Isolierung und die gegenseitige Nähe auf den Inseln die Ursache, die große Zahl der verschiedensprachigen Afrikaner oder der vergleichsweise geringe katholisch-französische Rassismus in jener frühen Zeit des Kolonialismus? (Immerhin hat Frankreich in Kanada, in dessen Osten man ja noch Französisch spricht, die Bildung einer katholischen, französischsprachigen Mischlingsbevölkerung mit den Indianern gefördert, wovon die heutigen *Métis* in Alberta zeugen.) Während Französisch bzw. Englisch (und Niederländisch) auf den Antillen auch als Umgangssprachen gelten, ist kreolisches Englisch auf den Antillen weniger entwickelt als das französische; in Jamaika, dem ehemals britischen Guyana (auf dem südamerikanischen Festland) und ein wenig auch in Westafrika (das Krio in Sierra Leone) weist es große regionale Unterschiede und stark afrikanische Prägung auf.

Auf den pazifischen Inseln, mit Englisch oder Französisch als Schulsprachen, hat sich im Verkehr zwischen verschiedensprachigen Insulanern das Pidgin herausgebildet, eine wesentlich primitivere Mischsprache, die keine Muttersprache wurde, auf englischer Grundlage – weil die Kolonisierung später und bei geringerer Bevölkerung in einem riesigen Areal stattfand, die Engländer vorwiegend Protestanten und rassistischer waren? Kreolisch auf englischer Grundlage sind hier nur (umstritten) Tok Pisin („Talk Pidgin“) in Papua-Neuguinea und Bislama/Beach-la-Mar auf den Salomonen.

In den ehemaligen europäischen Kolonien in Afrika und dem Pazifik bringt Schulbildung auch die Kenntnis des Englischen, Französischen, Portugiesischen, Spanischen mit sich, inzwischen durchaus freiwillig gelernt; in Südafrika spricht man neben den afrikanischen Sprachen Englisch und das niederländische Afrikaans.

Ein bei den obigen Vorgängen wichtiges, aber davon auch unabhängig vorkommendes Phänomen ist die freiwillige Übernahme von Fremd- (und Lehn-)wörtern, meist mit den fremden „Sachen“, die man den eigenen vorzieht. (Nicht von ungefähr wurde gerade in der viersprachigen Schweiz dazu die Zeitschrift „Wörter und Sachen“ gegründet.) Dabei spielt eine Rolle, dass man gewöhnlich auf die Frage „Was ist das?“ zunächst nicht eine Beschreibung der Sache als Antwort erhält, sondern das Wort, mit dem der Befragte die Sache benennt. Damit ist man gewöhnlich zufrieden: Die Leute, die das Ding erfunden haben, werden es schon „richtig“ benannt haben.

Während der Wortschatz potentiell unendlich und sehr veränderlich ist, sind die grammatikalischen Formen, etwa die Pluralendungen, für längere Perioden festgelegt und zahlenmäßig begrenzt. Selbst hier aber herrscht eine auf die Freiheit des Menschen und sein Abstraktionsvermögen hinweisende Formengebung: So gibt es im Italienischen die Endung *-i* als Zeichen für den Plural und für die 2. Person Singular (*arrivi*), im Deutschen (vgl. oben) die Endung *-en* für den Infinitiv und die 3. Ps. Pl. (*spinnen*) sowie den Plural von Hauptwörtern (*Zeitungen*), von denen andere im Plural aber die Endung *-er* haben, z.B. in *Männer*, mit *ä* aus *a* durch Umlautwirkung des ursprünglichen *ir*: also, wenn man den jetzigen Zustand im Sinne der modernen Linguistik ahistorisch betrachtet, eine Pluralbezeichnung, die aus zwei Teilen noch dazu verschiedener Kategorien besteht – einem Pluralphonem *ä* und einem Pluralmorphem *er*, welches letztere andererseits auch zur

Bezeichnung des Trägers einer Handlung oder eines Berufes verwendet wird (*Fahrer, Bauer*); die ursprünglichen Formen dieser multifunktionalen Endungen mögen teilweise verschieden (mit je nur einer Funktion) gewesen sein, aber der jetzige Zustand ist verwirrend – außer für die Muttersprachler (solange sie nicht darüber nachdenken); von ihnen aber weiß man nicht genau, wie viel Energie sie dies Formenchaos als Kleinkinder gekostet hat.

Und was kostet die Chinesen ihre Schrift?

(Für Bewunderer der Geisteswissenschaften muss es erstaunlich sein, wie wenig sich die Sprachwissenschaft mit der Schrift beschäftigt.)

Da wir alle Gegenstände in (stilisierten) Zeichnungen abbilden können, sind die Chinesen auf Tausende von Zeichen gekommen, und als die Japaner chinesische Zeichen übernahmen, mussten sie für ihre (im Chinesischen nicht vorhandenen) Flexionspartikel u.ä. weitere (Silben-)Zeichen erfinden, die ihr System verwirrten. Diese Überlastungen können vermieden werden, wenn man stattdessen nur die viel kleinere Anzahl anatomisch möglicher Laute (und Silben) mit (abstrahierten) Zeichen schreibt (s.o.). Auf diesen praktischen Weg ist man – die Semiten – erst relativ spät gekommen. Das phönizische Alphabet wurde dann die Grundlage für die Schriften Europas.

Doch vernachlässigen wir dabei die Abbildung von Merkmalen der bezeichneten Gegenstände, während chinesische Zeichen diese womöglich sogar typisierend hervorheben, also die philosophisch-poetische Seite von Darstellungen (der Welt durch den Menschen, die ja nicht nur der Information dienen) berücksichtigen – die japanischen überdies den Respekt vor dem Dargestellten bzw. Angesprochenen (vor allem allerdings durch die Wortwahl, und oft gesellschaftlich-erstarrt).

Außerdem beschränken unsere „praktischen“ Alphabete stark die Ästhetik, wie sie in der Kalligraphie (und ihrer metaphysischen Bedeutung) zum Ausdruck kommt.

Die meisten Zweifelsfälle beim Hören werden immerhin durch unser Verstehen des Zusammenhangs geklärt.

Für das Gelingen des Hörverstehens gesprochener Zeichen ist die bereits vorhandene Kenntnis ihrer Bedeutung wichtiger als ihre lautliche Qualität: Wenn wir eine Reihe uns unbekannter, also für uns bedeutungsloser Wörter hörten, würden wir oft nicht einmal die Wortgrenzen erkennen, d.h. wo das eine Wort aufhört und das andere anfängt. (Auch sonst, besonders etwa für Auslandsreisen, gilt ja: „Was man nicht weiß, bemerkt man nicht“.)

Etwas wichtiger: wenn man Sprecher komplizierter Sätze für klüger hält als die mit einfacher Ausdrucksweise, sind dann alle Sprecher von komplizierten Sprachen klüger als die von einfachen?

Von sibirischen bis zu indianischen, ursprünglich in weiterem Sinne mongolischen, Sprachen erstreckt sich die Zone eines syntaktischen Kennzeichens (bekannt besonders durch das Japanische), das man als Hinweis auf besondere Intelligenz ansehen könnte: Die abhängigen Satzteile werden vor die gesetzt, von denen sie abhängen (sie bilden, in der verdeutlichenden, aber eurozentrischen Terminologie der Strukturalisten, „Linksverzweigungen“ (im europäischen Schriftbild), was die Sätze für Sprecher und besonders Hörer schwieriger macht, da man erst gegen Ende weiß, was zueinander gehört, etwa so: „Kleiner Mann der (Artikel) von (Präposition, besitzanzeigend) großes Pferd das (Artikel) wiehert“, d.h. „Das große Pferd des kleinen Mannes wiehert“. (Bei „Rechtsverzweigungen“ dagegen kommen die abhängigen

Teile nach denen, von welchen sie abhängen, „in aller Ruhe“ sozusagen; aber dabei werden komplex ineinander übergreifende Sachverhalte, mitten in Feststellungen auftauchende Einwände usw. zu (?) vereinfacht dargestellt.) – Oder ist es vielleicht umgekehrt, sind die Leute klüger, die es sich einfacher machen, Kompliziertes einfach ausdrücken können? Diese ganz unsicheren Antworten auf solche Fragen, die ja zu Urteilen über Menschen führen, sind besser zu unterlassen, auch innerhalb einer Sprachgemeinschaft.

Die strukturalistische „Dependenzgrammatik“ hat versucht, den Grad der Abhängigkeit „untergeordneter“ Satzteile bzw. Nebensatzarten von den ihnen jeweils „übergeordneten“ zu bestimmen. So ist etwa der „notwendige Relativsatz“, dessen Akkusativpronomen im Englischen durch die enge Bindung an den Hauptsatz „weggedrückt“ werden kann (*The man I saw is your brother*) stärker vom Hauptsatz abhängig (und dieser von ihm!) als der „nicht notwendige“ (*That man, whom we had always ignored, became our boss*). Abgesehen aber davon, dass in Nebensätzen oder gar „Nebentempora“ (z.B. im Imperfekt) nicht etwa nur „Nebensachen“ stehen, ist die „gefühlte“ Stärke der Abhängigkeit gewöhnlich kaum zu messen.

Ganz unsicher sind auch psychologisierende Annahmen wie eine unter Nationalisten beliebte, nämlich dass die in germanischen Sprachen häufigere (gleichbleibende) Betonung der (lexikalischen) „Stammsilbe“ (*ich lobe* und *loben*) den stärkeren Hang der Germanen zum Wesentlichen, eine höhere Eignung für Philosophie zeige als die der Benutzer lateinischer Sprachen, welche manchmal die Stammsilbe, in anderen Fällen aber die Endung betonen (*laudo* aber *laudare*). Den Römern und heutigen Italienern usw. ist die Wichtigkeit der lexikalischen Bedeutung (in der „Stamm“silbe, z.B. „laud-“) vollkommen klar, auch wenn sie oft die Endungen betonen. Die Gedanken und Gefühle sind von ihrem sprachlichen Ausdruck weit weniger abhängig, als viele Linguisten annehmen.

Gerade bei Amerika sehen wir, wie Irrtümer über die Sprachen anderer Länder negative (und eben irri) Meinungen über ihre Kulturen hervorbringen bzw. verfestigen: so ist unter Europäern die Meinung weit verbreitet, die amerikanischen Varianten des Englischen (und Portugiesischen, ja auch des Spanischen) seien minderwertig, und zwar auch, weil jünger (und dekadent). „Wahr ist hingegen“, dass diese Varianten, abgesehen von stellenweisen Neuerungen, einen älteren Sprachzustand beibehalten haben, nämlich den der Europäer, die nach der „Entdeckung“ einwanderten; die Neuerungen im Mutterland, die auch dort, von „modernen“ Zentren ausgehend, Randgebiete in der Umgangssprache oft nicht erreichten, sind dann nicht nach Übersee gelangt – wobei die Einwanderer außerdem oft aus jenen Randgebieten bzw. aus ärmeren Gesellschaftsschichten stammten, die mangels offizieller Bildungsmöglichkeiten und dynamischer Lebensweise auch hinsichtlich sprachlicher Neuerungen „zurückblieben“. Wenn man, wie viele Vertreter der obigen negativen Meinungen, das Ältere generell für besser hält, kultivierter, würdevoller als die Moderne, so sind die amerikanischen Varianten sogar die „besseren“: die Laute des Englischen in den USA, so sehr diese auch sonst moderner erscheinen, sind tatsächlich denen Shakespeares ähnlicher als die der (heutigen) britischen Standardsprache.

So reich an Bezeichnungsmöglichkeiten sind wir durch unser Abstrahieren von Sinneseindrücken und die so ermöglichte vielfache Verwendung der gleichen Zeichen und

von Kombinationen von Zeichen, dass wir sogar auf die Verwendung gewisser lautlicher Unterschiede zur Bezeichnung verschiedener Bedeutungen verzichten können: So ist es für die Bedeutung von *Rast* unerheblich, wie ich das „R“ ausspreche (d.h. die beiden sind im Deutschen Allophone des Phonems „R“), obwohl das „Zäpfchen-R“ nach seinem Klang (und der Stelle, wo es geformt wird) verschiedener vom „Zungenspitzen-R“ ist als dieses vom „L“. Beide Typen des „R“, auch das dem „L“ ähnliche, einerseits und das „L“ andererseits verwenden wir aber zur Bedeutungsunterscheidung, s. *Rast* und *Last*. Die Chinesen und Japaner dagegen verwenden die „binäre Opposition“ (ebenfalls ein strukturalistischer Begriff, wichtig in der Computertechnik), also den paarweisen Gegensatz, zwischen „L“ und „R“, nicht zur Bedeutungsunterscheidung, weswegen sie die beiden Laute auch verwechseln bzw. Mittellaute dafür haben (im Chinesischen nahe dem „L“, im Japanischen dem „R“): sie „hören“ unsere Unterschiede nicht, weil sie sie nicht brauchen, nicht umgekehrt, d. h. es liegt nicht etwa eine Unterentwicklung des Hörorgans oder eine andere Unfähigkeit vor (wie es unsere Spöttelei impliziert), sondern primär „will“ man dort diesen Unterschied nicht benutzen – wieder ist das Materielle sekundär.

Wenn nun die sinnlich wahrnehmbaren Zeichen, mindestens die Laute (Schriftzeichen sind oder waren ja ursprünglich meist stilisierte Abbildungen der Dinge oder Hinweise auf Laute, ebenfalls sehr frei gewählt), so unabhängig von dem Inhalt geformt werden, den sie vermitteln, besteht dann gar kein Zusammenhang zwischen den beiden? Man kann nur mit „Radio Jerewan“, falls Sie das noch aus der Sowjetzeit kennen, antworten: „Im Prinzip ja, aber...“, d.h. hier umgekehrt: anfangs nein, aber dann ja, und zwar infolge der Verwendung durch die Menschen. (Wir betreten hier das Feld der Semiotik, der von neueren Linguisten eifrig betriebenen allgemeineren Lehre vom Zeichen.)

Zunächst zur Form „als solcher“: Es wird ja die sinnlich wahrnehmbare Laut-„Masse“, ähnlich wie eine Farb-„Masse“, geformt, d.h. es wird ihr ein bestimmter Umriss gegeben, der als Bezeichnung für etwas vereinbart wurde. Die vorher sogenannte formlose Masse ist ja nicht ohne Umriss oder Begrenzung, mindestens wenn sie nicht unendlich ist; aber man erkennt nichts in ihrer Gestalt, sie ist offenbar nicht mit einer gewissen Absicht von Menschen geformt worden; ist sie das aber, so bedeutet sie dem Empfänger etwas, sie „belehrt und erfreut“ (hoffentlich), und wird als „formvoll“ empfunden, als „formoso“ (portugiesisch „schön“: Die Portugiesen fanden Taiwan so schön, als sie es „entdeckten“, dass sie es Formosa nannten).

Zur Existenzweise von Zeichen eine Fantasy(?)-Szene: Ein Reiter aus einem Land ohne Bücher wird in einem Land, wo es solche gab, und wo sein Pferd vor solchen auf dem Weg verstreuten scheut, sie wahrscheinlich als Formen erkennen, nämlich als mit Absicht (von Menschen) geformt, wenn er auch (noch) nicht weiß, mit welcher. Ähnliches gilt ja, und ist uns wohl leichter ersichtlich, für Werkzeuge; in besonderer, vielleicht weniger geläufiger Weise auch für Kunstwerke. – Und noch: Sind die Bücher in Regalen nachts nur Haufen von Papier und Druckerschwärze, wenn sie nicht gelesen oder auch nur angesehen werden? Existiert eine Sprache nicht, wenn sie in einer nächtlichen Stunde nicht gesprochen wird, weil alle ihre Sprecher schlafen? Wie erwachen dann Bücher und Sprachen morgens wieder als solche? Offenbar existieren sie (als Formen, d.h. mit ihrem Hinweis auf einen Inhalt) zeitweise potentiell. Und die Inhalte nicht ebenfalls? Hören z.B. Grimms Märchen auf zu

existieren, wenn sie gerade keiner liest oder an sie denkt? Hier fällt uns wieder die Computertechnik ein, mit der wir virtuelle Existenzen „herunterladen“ und die Bedeutung dieser Tatsache für die „Metaphysik“, das Glauben von Unvorstellbarem.

Das Wort „Wald“ vermittelt zwar nicht durch die Eigenschaften der Laute, aus denen es besteht, eine Kenntnis von Eigenschaften des Waldes, aber wenn der „Empfänger“ der „Botschaft“ weiß, was der „Sender“ meint, und mit dem vertraut ist, was man gefühlsmäßig mit „Wald“ in seiner Sprachgemeinschaft verbindet (ob er/sie das nun ablehnt oder bejaht), so werden diese Empfindungen in ihm/ihr durch die Lautfolge des Wortes ausgelöst, auch ohne den Hinweis auf einen konkreten Wald (was dieser übrigens außerhalb seiner Bedeutung für uns ist, bleibt uns – noch? – verborgen, womit nicht gesagt wird, dass wir anthropomorph und daher falsch wahrnehmen: eben weil wir auch Teil der Natur sind, ist unsere Wahrnehmung von ihr adäquat); das Wort trägt die Bedeutung, die es transportiert, nun auch in sich. Seine Bedeutung besteht (potentiell) auch dann, wenn es gerade nicht verwendet wird.

Auch dann aber rufen die Laute des Wortes selbst im allgemeinen nicht die entsprechende Stimmung hervor; wenn die Vorsilbe *ur* etwa in *Urwald* „urig“ klingt, wie steht es denn mit *Urlaub* (oder *Uhr*)? Die Vorstellungen, Gemütsbewegungen oder Gedankengänge, die ein Wort hervorruft, sind wohl bei den verschiedenen Personen jeweils nach ihren Erlebnissen und Erfahrungen verschieden; die Traurigkeit, die etwa das Wort „scheiden“ hervorruft, wird bei verschiedenen Deutschsprachigen verschieden groß sein, und ihr jeweiliges Ausmaß kann demjenigen ähneln, das Englischsprecher mit ähnlichen Erlebnissen haben, unabhängig vom Klang der Wörter in ihren Sprachen (und auch, obwohl „divorce“, nichtgermanischen Ursprungs, „administrativer“ klingen sollte).

Eine besondere Rolle spielt diese Beziehung zwischen dem „Bezeichnenden“, (d.h. hier nicht des „Senders“ der äußeren Form, sondern diese selbst) und dem „Bezeichneten“, d.h. (nicht dem bezeichneten Gegenstand, sondern) dem Inhalt innerhalb des Zeichens, wenn dieses als Symbol auftritt, d.h. als eine stilisierte Abbildung des bezeichneten Gegenstandes, welche in gewissen Fällen die von den Benutzern des Symbols vereinbarte Essenz des Gegenstandes (in seiner Beziehung zu den Menschen) ungewöhnlich intensiv enthält: Die Fahne eines Landes als sein Symbol stellt das Land intensiver dar (ob man das bejaht oder ablehnt) als etwa seine Landkarte, obwohl diese uns weit mehr über das Land mitteilt. Im Gegenteil, eine Landkarte auf dem Fahnentuch könnte lächerlich wirken (Zypern hat es gewagt, aber ohne Details); je einfacher, umso stilvoller, je stilisierter, umso patriotischer. Wir lieben offenbar die abstrakte Repräsentanz, die Darstellung des Metaphysischen, Darstellungen überhaupt, auch Erzählungen (vorzugsweise natürlich in Vergangenheitstempora, denn gewöhnlich erzählt man anderen ja etwas, das sie nicht ohnehin, weil gegenwärtig, gerade wahrnehmen), Erinnerungen...

(Unabhängig von seinen menschlichen Bewohnern ist ein Land übrigens wohl etwas anderes oder als solches gar nicht; als was sehen die Tauben in Chile Chile? Aber für die Menschen hat es mit vollem Recht seine Bedeutung.)

Der „unverbildete“ Mensch sträubt sich gewöhnlich dagegen, anderen ihnen ebenfalls

bekannte Dinge vor ihren Augen zu benennen; das Bauernkind wurde in der Schule verwirrt, wenn es auf einer Bildkarte abgebildete Gegenstände benennen sollte, auf die der Lehrer mit dem Stock zeigte: es wussten doch alle, wie die Dinge hießen! Ganz sicher der Lehrer, der die Benennung „wissen wollte“...? Er aber sollte dem Kind beibringen, auch ohne wirklichen Grund über die Dinge gewandt zu...“quatschen“.

Zurück zum Wort, nochmals über das Potentielle: Im Englischen bedeutet *either* pronominal „jedes von zweien, ein beliebiges von beiden“. Auf die Frage, ob man eine von zwei Blumen mitnehmen darf, und welche, bedeutet diese Antwort, dass jede der beiden Blumen mitgenommen, aber nur bei einer der beiden diese Möglichkeit verwirklicht werden darf. Im Augenblick der Mitnahme erlischt in beiden Blumen die Eigenschaft, mitgenommen werden zu können, die sie vorher aber wirklich hatten (während nun die eine bereits mitgenommen wurde und die andere nicht mehr mitgenommen werden darf). Die ganz gewöhnliche Sprache zeigt hier die Wirklichkeit des Potentiellen und des Gedankens.
